

»Auf Reisen mit den Vergessenen, im Andenken an die Verstorbenen: Erzählungen vom gestrigen Europa und dem Afrika von heute«

Petina Gappah

Aus dem Englischen von Daniel Fastner

Eröffnungsrede

19. internationales literaturfestival berlin

11. September 2019

ZUSAMMENFASSUNG

Erst Sklaverei, dann Kolonialismus. Europa und Afrika sind geprägt und verbunden durch zwei der dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte. Während die Erinnerungen an das 19. Jahrhundert verblasen, betrachten jüngere Generationen von Europäern Europas Geschichte in Afrika zunehmend als der Vergangenheit angehörig. In Afrika hingegen machen sich für jede neue Generation Bismarcks Grenzziehungen geltend. Für Europa gehört Afrika zu dem Teil der Vergangenheit, den es gerne vergessen würde. Für Afrika ist Europa Teil einer Gegenwart, die, setzt man sich nicht mit ihr auseinander, in eine schwierige Zukunft führt.

In ihrer Eröffnungsrede zum internationalen Literaturfestival Berlin reflektiert die simbabwische Juristin und Schriftstellerin Petina Gappah darüber, wieso diese Geschichte für beide Kontinente von Bedeutung ist und inwiefern der historische Roman möglicherweise die einfühlsamste Form des Umgangs mit den aufwühlenden Fragen darstellt, die diese Geschichte aufwirft. Wenn sich die literarische Fiktion mit dem Leben der Vergessenen dieser gemeinsamen Vergangenheit beschäftigt und vor allem, statt Elitengeschichte zu betreiben, die Subalternen ins Zentrum rückt, dann kann sie uns die nötigen Einsichten bringen, um die Wunden aus unserer geteilten Vergangenheit zu heilen.

Berlin 1884 wurde mit dem Schwert und der Patrone durchgesetzt. Doch der Nacht des Schwerts und der Patrone folgte der Morgen der Kreide und der Tafel. Der physischen Gewalt des Schlachtfelds folgte die psychologische Gewalt des Klassenzimmers. Doch während erstere sichtlich brutal war, war letztere sichtlich sanft ... Die Patrone war das Mittel physischer Unterwerfung. Sprache war das Mittel der spirituellen Unterwerfung.

Ngũgĩ wa Thiong'o

Denn von ausgezeichneten Männern ist die ganze Erde das Grabmal und es spricht nicht bloß von ihren Grabmäulern im eigenen Land die Inschrift, sondern es lebt auch in fremden Landen das Gedächtnis an ihre Gesinnung viel mehr als an den Erfolg ihrer Taten ungeschrieben in jeder Brust.

Perikles über die athenischen Toten,
aus Thukydides' *Der peloponnesische Krieg*

I

Das Zeitgeschenk

Bevor ich zu meinem Vortrag komme, möchte ich sehr herzlich den deutschen Steuerzahlerinnen und Steuerzahlern danken, von denen einige heute hier sind.

Von März 2017 an habe ich mit Unterstützung eines DAAD-Stipendiums ein Jahr lang in Berlin gelebt. In einer geräumigen Charlottenburger Wohnung schrieb ich mein viertes Buch, den historischen Roman, den ich auf diesem Festival vorstelle. Außerdem schrieb ich ein Theaterstück, bereitete mein nächstes Buch vor, schrieb ungefähr sechs Essays und las noch Dutzende Bücher. Viel Netflix habe ich auch geschaut. Ebenso wichtig war für mich, dass ich wieder mit meiner liebsten kontinentaleuropäischen Sprache in Kontakt kam und neue liebe Freunde fand.

Zuvor hatte ich viele Jahre als Juristin für internationales Handelsrecht in Genf gearbeitet. Meine Arbeit in Genf aufzugeben, fiel mir nicht leicht, unter anderem, weil ich mit einigen der wirklich besten und engagiertesten Juristen aus der ganzen Welt zusammenarbeitete, und das in einer Organisation, die sich zugunsten von Entwicklungsländern für faire Bedingungen im Handelsrecht einsetzte.

Ich gab eine interessante Arbeit mit wundervollen Kolleginnen und Kollegen auf, eine Stelle, die mich bis zum Rentenalter hätte begleiten können. Ich gab das Leben in der Stadt auf, in der mein Sohn geboren ist und in der wir beide, er und ich, tiefe und bleibende Freundschaften geschlossen hatten. Ich gab die Schweiz auf, ein Land von atemberaubender Schönheit, fürchterlicher Effizienz und lächerlich hohen Standards. Doch fortgehen musste ich, um mich aus meiner Selbstzufriedenheit zu reißen und mich auf das Buch zu konzentrieren, von dem ich wusste, dass es für immer mit mir verbunden sein würde.

Das DAAD-Stipendium gab mir Schutz gegen den Verlust. Man kümmerte sich hier um mich, unterstützte mich. Ich lernte viele Freunde kennen, traf wundervolle Leserinnen und Kritiker. Im Rahmen der DAAD-Familie kam ich mit Künstlerinnen und Schriftstellern aus der ganzen Welt zusammen. Mein Sohn Kush und ich liebten Berlin. Ich verbrachte viel Zeit mit unserer Deutschlehrerin Silke, mit Übersetzerin Patricia Klobusiczky, Verleger Jan Weitendorf und Lektorin Ulrike Ostermeyer von meinem ersten Verlag, dem Arche Verlag. Seitdem ist meine deutsche Familie um meine neue Lektorin Teresa Pütz und meine neuen Verleger beim Fischer-Verlag angewachsen. Fast unglaublich, dass in wenigen Monaten zwei weitere meiner Bücher auch auf Deutsch erscheinen. Damit wird Deutschland neben England das einzige Land sein, in dem alle vier Bücher von mir veröffentlicht sind.

Ich verliebte mich so sehr in Berlin, dass ich beschloss, hier zu bleiben. Ich fand eine Wohnung im Prenzlauer Berg, wo ich, wie ich mir ausmalte, mich gut in das Hipsterviertel einfügen würde, wo ich meine Bücher schreiben und die neuesten Filme schauen, die neuesten Bücher lesen, Biokaffee trinken und mich über die langen Transportwege meines Essens sorgen würde.

Es wäre ein großartiges Leben für mich und meinen 15 Jahre alten Sohn gewesen. Doch meine Pläne, in Berlin zu bleiben, wurden durch Mugabes Abtritt von der Macht im November 2017 abrupt unterbrochen. Nach Ablauf meines Stipendiums ging ich nach Simbabwe zurück, um beim Umbau meines Landes zu helfen. In den vergangenen zwölf Monaten habe ich Simbabwe dabei beraten, wie sich das Land für Investitionen und für den Handel öffnen kann, wie wir unseren internationalen Verpflichtungen nachkommen und ein günstiges Klima für eine florierende Wirtschaft schaffen können.

Meine Gründe, nach Simbabwe zurückzugehen und mitzuhelfen, sind dieselben, aus denen ich kritisch über mein Land geschrieben habe. Ich möchte in einem Simbabwe leben, das fair und gerecht ist, das Menschenrechte und Gleichheit respektiert und integrativ ist. Die Rückkehr nach Simbabwe bedeutete, mit einem Regime zusammenzuarbeiten, mit dessen Politik und Haltung ich nicht einver-

standen war, doch ich wollte die Chance ergreifen, Veränderung zu sein, nicht nur über die Notwendigkeit von Veränderung zu schreiben.

Das war die schwerste Aufgabe, mit der ich je konfrontiert gewesen bin. Zugleich war es ein ungeheures Privileg, dass ich als eine der Kräfte für den Wandel mitwirken konnte, um mein Land auf neuen Kurs zu bringen. Ich habe die Hoffnung, dass der Tod Präsident Mugabes in der vergangenen Woche und das komplizierte Vermächtnis, das er hinterlässt, die Gelegenheit für Nachdenken und Selbstreflexion seitens seines Nachfolgers, Präsident Mnangagwa, bietet, so dass er über die Versuchungen der Macht hinausblickt und die harten und schmerzlichen Entscheidungen trifft, die nötig sind, um Simbabwe auf den Weg zu wirklicher Demokratie zu bringen. Und ich will mit all meiner Kraft, durch Schreiben und Handeln, bei dieser Veränderung mithelfen.

Noch ein paar Worte zu meiner Berliner Familie: Dazu gehört auch Uli Schreiber, unser Gastgeber auf diesem wundervollen Festival. Uli bin ich zum ersten Mal im Mai 2016 in einem Fahrstuhl im neuseeländischen Auckland begegnet. Da ich mich gerade auf dem Rückweg von der Sauna befand, trug ich nur einen Bademantel. Mit nichts darunter. Und in dieser Situation versuchte Uli, mir dieses Festival schmackhaft zu machen. Ich muss gestehen, dass ich nur zugesagt habe, um aus dem Fahrstuhl zu kommen und mich anziehen zu können.

Seither habe ich herausgefunden, dass er mit vielfältigen Mitteln zu überreden weiß: mit Engelszungen und knallharten Argumenten. Meine Rede heute ist bereits mein dritter Auftritt auf diesem großartigen Festival. Danke, Uli, dass du mich dazu überredet hast.

Der DAAD nennt sein Stipendium ein Zeitgeschenk, und Zeit ist auch mein Thema heute Abend. Zeit nicht, wie sie sich in Eile und Dringlichkeit darstellt, sondern wie sie sich in der Vergangenheit, der Geschichte, der Erinnerung, dem Erinnern zeigt. Ich möchte darüber sprechen, wieso die Geschichte Europas noch immer in hohem Maße afrikanische Gegenwart ist, und damit schließen, wie der historische Roman Empathie für unser geteiltes Leid erzeugen und uns ermöglichen kann, uns dieser schmerzlichen Vergangenheit auf eine Weise zu nähern, die sie menschlich macht.

II Über das Meer, ein Feld von Wasser

Über vier Wochen im Mai und Juni dieses Jahres habe ich eine außergewöhnliche Reise unternommen. Ich bestieg ein Containerschiff des französischen Unternehmens CMA mit dreißigköpfiger Besatzung. Es hieß CMA Fort-de-France, benannt nach seinem Ziel, dem Hauptort von Martinique. Ich flüchtete mich buchstäblich aufs Meer, um in Ruhe schreiben zu können, um der ständigen Erreichbarkeit zu entfliehen, um Abstand von meinem Leben zu bekommen und besser darüber nachdenken zu können, und auch um Pläne für die Zukunft zu schmieden. Auf dem Schiff fand ich eine Crew von zwanzig Mann und zehn französischen Offizieren vor. Ich war einer von drei Passagieren.

Von Dunkerque aus, wo ich an Bord ging, fuhren wir gemächlich vier weitere europäische Häfen an, bevor wir uns dann über den Atlantik Richtung Karibik aufmachten. Als wir uns ganz von endlosen Wasserflächen umgeben fanden und sich Gewöhnung an das monotone Leben auf See eingestellt hatte, das sich für mich zwischen Offiziersmesse und Fitnessraum, meiner Kabine und der Schiffsbibliothek abspielte, begann ich über die zahlreichen Afrikaner nachzudenken, die diese Reise in die Karibik gemacht hatten, allerdings nicht wie ich von Europa, sondern von Afrika aus, und die auch nicht über solche Mittel verfügt hatten wie ich, ein Schengen-Visum, eine Reiseversicherung und ein Attest, dass mir meine Gesundheit das Besteigen einer Gangway sowie eine Seereise erlaubte. Und vor allem gab es den Unterschied, dass ich frei und gewillt war, die Reise zu machen.

Als wir die Karibik erreichten, die wunderschönen sonnigen Inseln von Guadeloupe und Martinique, die ich bereits zum zweiten Mal besuchte, traf mich die Einsicht bis ins Mark, dass geradezu alle, de-

nen ich begegnete, dort waren, weil ihre Vorfahren als Gefangene dorthin gebracht worden waren. Diese Menschen leben auf »ungewohnter Erde«, wie Nathaniel Hawthorne es nannte. Ihre Vorfahren wurden als Fracht von Afrika dorthin verpflanzt. Fast jede schwarze Person, die ich sah, stammte von Sklaven ab. Ganze Nationen stammten vollständig von Sklaven ab.

Dort in der Karibik drängte sich mir mit aller Wucht der Gedanke auf, dass die europäische Vergangenheit sehr stark noch karibische Gegenwart ist.

III Die Baumkletterer mit rotem Po

Zuerst eine kurze Familiengeschichte.

Ich komme aus Simbabwe, einem Land, in dem Wissen, Informationen und Erfahrungen von einer Generation zur nächsten mündlich tradiert wurden. Bis zur Kolonialisierung hatten wir ungeschriebene Normen über Recht und Gesellschaftsvertrag, über das Regieren sowie über Familie und Zusammenleben. Wir hatten eine Geschichte, aber eine ungeschriebene Geschichte, die über Erzählungen und Legenden, über Lieder und vor allem über unsere Totems weitergereicht wurde.

Simbabwer sind ein Totem-Volk. Totems, fast immer Tiere oder Teile von ihnen, dienten zur Kennzeichnung dessen, was Marx und Engels »Grade der Blutsverwandtschaft« genannt haben. Mit ihnen beschrieben wir, bevor Nachnamen eingeführt wurden, unsere Familienbeziehungen; sie dienten als Mechanismus, um Inzest und Inzucht zu vermeiden. Heiratete man einen Verwandten mit demselben Totem, musste man eine weiße Kuh aufreiben und schlachten, um die Vorfahren zu besänftigen. Weiße Kühe kommen extrem selten vor, so dass sich dies als effektives Tabu gegen Inzest erwies.

Totems boten auch eine Form von Naturschutz. Man durfte das Totemtier nicht essen, sonst würden einem die Zähne ausfallen. Ich glaube, der Sinn davon war, dass nicht alle die selben Tierarten jagen sollten und so das Tierreich im Gleichgewicht gehalten würde. Ich glaube auch, dass ein gutes Stück Faulheit dabei mitspielte: Die fauleren Vorfahren wählten Totems, die man ohnehin nicht jagen mochte, wie beispielsweise Affen oder das Bein einer Kuh, dessen Zubereitung viel Arbeit macht.

Eine meiner Lieblingslegenden stammt aus dem 15. Jahrhundert aus dem Mutapa-Reich und handelt von einem portugiesischen Händler, der am Hof des Mutapa, des Herrschers über heute zu Simbabwe und Mosambik gehörige Gebiete, von einer Krankheit befallen wurde. In Erwartung seines Todes überließen ihn die anderen Händler seinem Schicksal und kehrten nach Portugal zurück. Er aber wurde geheilt und verliebte sich in seine Pflegerin, eine junge Schönheit namens Gambisa, Tochter des Herrschers. Sie heirateten und bekamen Kinder.

Was dem Hof aber Kummer bereitete, war die Frage nach dem Totem. Totems werden vom Vater übernommen. Welches Totem sollten also diese sonderbaren Kinder mit ihrer hellen Haut und ihrem glatten Haar erhalten, die aus der Vereinigung mit einem totemlosen Vater entsprungen waren. Man erinnerte sich, dass die portugiesischen Männer sich gegenseitig mit dem Titel »Senhor« angesprochen hatten. Und so wurde das Totem-Lexikon der Shona um einen Eintrag erweitert: Sie nannten die Kinder »Sinyoro« und das ist das Totem der Nachfahren dieses portugiesischen Manns. Es ist das einzige Totem, das nach einer Person benannt ist. Dies ist auch der seltene Fall, dass Träger eines Totems ihre Vorfahrin ehren. Bis heute geben Sinyoro-Männer der Frau, die sie heiraten, ungeachtet deren eigenen Totems den Titel Gambisa.

Solche Legenden, die uns Hinweise auf unsere ungeschriebene Geschichte geben, finden wir in Totem-Gedichten. Das Totem-Gedicht unserer Familie hörte ich zum ersten Mal in ganzer Länge 1976 an jenem Tag, als mein Vater mit seinem neuen Auto, einem Peugeot 404, nach Gutu aufs Land fuhr,

wo er herkam, um es dort stolz zu präsentieren. Meine Großmutter und die Schwester meines Vaters hüpfen und heulten, während sie dem Gedicht freien Lauf ließen:

<i>Hevoi Shoiko</i>	Sieh, der Affe
<i>Bvudzijena</i>	Du mit dem weißen Haar
<i>Makwiramiti,</i>	Du kletterst auf Bäume
<i>Modzoka makasunika</i>	Und kommst kopfüber wieder herab
<i>Vemagaro matsvuku</i>	Du mit dem roten Po
<i>VaMbire</i>	Du vom Mbire
<i>Vakaera mutupo umwe nashe</i>	Vom selben Totem wie Könige
<i>Vana VaPfumojena</i>	Die Kinder von Pfumojena, mit dem weißen
<i>Vakabva Guruuswa</i>	Speer,
<i>Shoko Mbire yaSvosve</i>	Der du von Guruuswa kamst, dem Ort des lan-
<i>Vanaisi vemvura</i>	gen Grases
<i>Vakawana ushe neuchenjeri</i>	Du vom Mbire, vom Svosve
<i>Vamazvikongonyadza</i>	Der Regenbringer
<i>Zvaitwa mukanya rudzi rusina chiramwa</i>	Erwarbst dir Macht mit deiner Schläue
<i>Mahomuhomu, Shoko Bvudzijena!</i>	Du läufst in gebeugtem Gang
	Der Bucklige, der Groll nicht hegt

Diese Totems erzählen uns, woher wir stammen, von den großen Taten unserer Vergangenheit. Ich habe noch kein Totem-Gedicht gehört, das nicht vom Ruhm vergangener Zeiten gesprochen hätte, und das meiner Familie bildet da keine Ausnahme. Die meisten Totems sprechen von Guruuswa. Historiker glauben, dass dieser »Ort des langen Grases« irgendwo in der Region der Großen Seen lag und dass unsere Vorfahren südwärts zogen, bis sie das Gebiet zwischen dem Sambesi und dem Limpopo erreichten.

In diese Länder also kam der Kolonialismus, Länder mit Eigenleben, mit eigener Geschichte und eigenen Traditionen, ausgedrückt in ihren eigenen reichen Sprachen.

1890 lebte der Großvater meines Vaters, ein Shoko Mukanya namens Chikwiro – die Namen seiner eigenen Vorfahren verlieren sich in verblasster Erinnerung und grauer Vorzeit –, plötzlich nicht mehr auf seinem eigenen Land, sondern auf dem von Cecil John Rhodes' Britischer Südafrika-Gesellschaft, jenes Unternehmens, das, von den Mythen um das Gold aus Ophir und König Salomos Minen angetrieben, Mashonaland und Matabeleland auf dem Gebiet des heutigen Simbabwe eroberte.

1923 war sein Enkel Mureri bereits direkter Untertan von König Georg V. in der Kronkolonie Südrhodesien. Mein Vater kam 1940 zur Welt und wurde der erste Shoko Mukanya in unserem Stammbaum, der sich mit der Moderne auseinandersetzte, der einen Nachnamen annahm, wofür er den Namen seines Großvaters, Gapa, verwendete; er war auch der erste, der eine formelle Bildung erhielt und in die Stadt zog, um Arbeit zu finden.

IV

In einem Musikzimmer, einschließlich der Großmächte

Das Schicksal von Chikwiro und seiner Generation, ebenso das Schicksal späterer Generationen bis hin zu mir und meinem Sohn, wurde hier in Berlin beschlossen. Als ich in diese Stadt kam, war eins der ersten Dinge, die ich tat, dass ich das Gebäude suchte, in dem mein Schicksal als Afrikanerin entschieden worden war und in dem man sich darüber geeinigt hatte, dass mein Vorfahr Chikwiro Untertan Königin Victorias werden sollte.

Hier in Berlin wurde verfügt, dass ich Englisch sprechen würde und nicht Portugiesisch wie im benachbarten Mosambik oder Deutsch wie in Namibia oder Französisch wie im Senegal. So suchte ich also das Gebäude auf, in dem über das Schicksal meiner Vorfahren und mein eigenes entschieden worden war.

Konfrontiert mit einem ungeheuren Gezerre um afrikanisches Territorium versammelten sich 1884 vierzehn europäische Mächte in Berlin. In dieser Stadt begann die Geschichte der modernen afrikanischen Staaten auf Grundlage von Grenzziehungen durch eine Handvoll Männer in Hofkleidung, die wie Kinder bei einer Partie Risiko um einen Tisch saßen und einen Kontinent unter sich aufteilten.

Das Gebäude, in dem sich dies zutrug, war das Palais Schulenburg. Bevor es von Fürst Otto von Bismarck erworben wurde, um ihm als Reichskanzlei im vereinigten Deutschland zu dienen, war es die Residenz Fürst Anton Heinrich Radziwiłł gewesen.

In seinem maßgeblichen Werk *Der kauernde Löwe* schildert der Historiker Thomas Pakenham, der mit der poetischen Schönheit eines Romanciers und der messerscharfen Detailtreue eines Forensikers schreibt, die Kulisse von Bismarcks Kongokonferenz oder Westafrika-Konferenz folgendermaßen:

Die Westafrika-Konferenz begann am Samstag, dem 15. November 1884. Der Winter hatte früh Einzug gehalten in Berlin; jede Nacht schneite es in dieser Woche, doch wenn die Delegierten morgens vor Bismarcks Haus in der Wilhelmstrasse 77 vorfuhren, war die weiße Pracht bereits zu Matsch geworden.

Am Samstagnachmittag kurz vor zwei Uhr fanden sich die neunzehn Generalbevollmächtigten und fünfzehn Berater, die zusammen vierzehn Nationen einschließlich der Großmächte repräsentierten, im großen Musikzimmer zur ersten Sitzung zusammen. Der Hausherr, Fürst Bismarck, saß wieder in der Mitte des hufeisenförmigen Tisches und hieß seine Gäste willkommen wie schon zuvor beim berühmten Berliner Kongress.

Ich fand heraus, dass das Gebäude in der Wilhelmstraße 77 Hitler als erste Reichskanzlei gedient hatte und später im Zweiten Weltkrieg zerbombt worden war. Ich fragte mich, ob diese Geschichte auch aus den Geschichtsbüchern getilgt worden war.

Ich fragte mich außerdem, wie viele deutsche Schulkinder wissen, dass in diesem Musikzimmer des alten Palais Schulenburg, in dem Fürst Radziwiłł Salons ausgerichtet hatte und die himmlische Musik Paganinis, Chopins und Beethovens erklingen war, die europäischen Mächte ihre schwelenden Auseinandersetzungen über afrikanisches Territorium beilegten und einen Kontinent mit klinischer Präzision unter sich aufteilten.

In diesem Zimmer einigten sich die europäischen Mächte auf Besitznahme nach dem »Prinzip der Effektivität«: jene Gebiete, die sie bereits kontrollierten, als die ihren zu nehmen, und ihre Kontrolle auf die innerhalb ihrer »Einflusssphären« befindlichen Territorien und benachbarten Gebiete auszuweiten.

Sie legten Zerwürfnisse bei, die bei ihrem Gerangel um einen Kontinent entstanden waren.

Im Süden hatten Portugal und Großbritannien um die Gebiete gestritten, die heute Angola, Mosambik, Sambia, Simbabwe und Malawi sind. Sie einigten sich darauf, dass Portugal Angola und Großbritannien den Rest erhalten sollte.

Im Nilbecken und im Tschadseebecken war es zu Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Großbritannien gekommen. Der Kongress entschied, dass die Grenze zwischen Wadai, das französisch wurde, und Darfur, das britisch wurde, verlaufen sollte, und dazwischen ein Niemandsland.

In Westafrika, wo Frankreich, Deutschland und Großbritannien miteinander stritten, einigte man sich darauf, Miltou im heutigen Tschad an Frankreich, das Territorium südlich von Miltou an Deutschland zu geben und zwischen den britischen und deutschen Gebieten eine Grenzlinie zu ziehen, die durch Yola, entlang des Benue und durch Dikwa hinauf bis zum äußeren Rand des Tschadsees verlief.

Wo es keine natürlichen Grenzen gab, zogen sie scharfe Grenzen nach geographischen Koordinaten. So einigten sie sich bei einem Disput zwischen Frankreich und Italien darauf, dass Italien das Land nördlich einer Linie erhalten sollte, die von dem Schnittpunkt des Nördlichen Wendekreises und des 17. Längengrades bis zum Schnittpunkt des 15. Breitenkreises und des 21. Längengrades verlief.

Sie behandelten Afrika, als wäre es ein Land ohne innere Grenzen. Sie ignorierten die zahlreichen Stadtstaaten, Königreiche und ja, auch Reiche im »dunkelsten Afrika«, wie sie es nannten. Familien und Nationen wurden zertrennt, Dörfer geteilt. Stattdessen entstanden bizarre Entitäten wie jene schnurgeraden Grenzen in Nordafrika und Namibia, die Gründung bevölkerungsreicher Staaten mit Namen wie Nigeria oder Belgisch-Kongo, die verschiedenste Nationen und Stadtstaaten umfassten, und der Einschub eines englischsprachigen Landstreifens unter dem Namen Gambia in den französischsprachigen Senegal.

Als die afrikanischen Nationen unabhängig wurden, entschieden sie sich für eine Strategie, die langfristige Konsequenzen haben sollte: Sie beharrten darauf, die kolonialen Grenzziehungen zu respektieren. Auf unseren Fernsehschirmen haben wir einige der Folgen dieser Entscheidung zu sehen bekommen: Nachfolgekriege in Biafra, Katanga, dem Nigerdelta und Darfur sowie die Abspaltung des Südsudans, der einzigen modernen afrikanischen Nation, die unter Missachtung der Kolonialgrenzen existiert.

Zurück nach Berlin: Die Reichskanzlei gibt es nicht mehr, sie wurde von den Alliierten im Zweiten Weltkrieg bombardiert. Das damalige Gebäude ist aus der Wilhelmstraße und der lebendigen Erinnerung verschwunden.

Nach dem Ersten Weltkrieg verlor Deutschland mit dem Vertrag von Versailles seine Kolonialbesitzungen, doch selbst heute noch finden sich in Bagamoyo Zeugnisse der deutschen Präsenz in Afrika. In ihrer stillen Ruhe blicken auf einem alten Friedhof ordentlich aufgereiht die Gräber deutscher Toter über den Ozean.

Hier ruht in Gott, der Unterleutnant zu See, Max Schelle

Franz Grouca, Oberlazarethgehilfe, Kaiserliche Schutztruppe

Karl Koetzle, Leutnant, Kaiserliche Schutztruppe

Peter Merkel, Zahlmeister

Deutschland war nur sehr kurz in Afrika, doch selbst diese kurze Begegnung hat ihre Spuren hinterlassen. Ihre Geschichte, die Geschichte Europas, ist unsere afrikanische Gegenwart.

Für uns, für die Nationen, die man als *Les Damnés de la Terre, Die Verdammten dieser Erde*, angesehen hat, lässt sich die Geschichte nicht auswischen. Bismarcks Reichskanzlei mag verschwunden sein, doch die Beschlüsse, die vor langer Zeit an jenem Tisch in jenem Musikzimmer gefasst wurden, sind uns dauerhaft aufgeprägt. Weil die europäische Vergangenheit afrikanische Gegenwart ist, ist sie die Gegenwart eines Kontinents und seiner Diaspora.

Der Kolonialismus hörte mit der Unabhängigkeit afrikanischer Nationen nicht einfach auf. Wie zuvor die Sklaverei war auch er ein von Eroberung begleiteter auszehrender und entmenschlichender Prozess.

Die größten Schäden verursachte der Kolonialismus nicht durch die physische Umformung der afrikanischen Nationen, sondern mit dem binären Gegensatz, den er erzeugte, zwischen dem Selbst und dem Anderen, zwischen Weiß und Schwarz, Gut und Böse, Höherwertig und Minderwertig. Dieses Gebiet hat Fanon schon gut erkundet. Die binären Gegensätze führten schließlich zur rassistischen Diskriminierung, die die Beziehung zwischen weißen Siedlern und der einheimischen Bevölkerung prägte. Europa konnte sich seiner Überlegenheit erfreuen, weil es den Rest der Welt und auch die unterworfenen Völker davon überzeugen konnte, dass es in der Verantwortung Europas läge, »die Bürde des Weißen Mannes« zu tragen, und es in seiner Mission nicht um Ausbeutung, sondern um Zivilisierung ginge.

In seinem berühmten Gedicht, seiner Imperialismus-Rechtfertigung, schrieb Rudyard Kipling über die Vereinigten Staaten auf den Philippinen, doch seine Worte ließen sich auch auf Europa in Afrika übertragen:

Ergreift die Bürde des Weißen Mannes –
Schickt die Besten aus, die ihr erzieht –
Bannt eure Söhne ins Exil
Den Bedürfnissen eurer Gefangenen zu dienen;
In schwerem Geschirre aufzuwarten
Verschreckten wilden Leuten –
Euren neugefangenen verdrossenen Völkern,
Halb Teufel und halb Kind.

Und satirischer schrieb Hillaire Belloc:

Was immer geschieht, wir haben schlicht
das Maxim-Gewehr, und sie haben's nicht

In Simbabwe erfreut sich folgender Witz großer Beliebtheit: Als der weiße Mann kam, hatte er die Bibel, und wir hatten das Land. Er sagte: Schließt eure Augen, lasst uns beten. Und als wir unsere Augen wieder öffneten, hatten wir die Bibel, und er hatte das Land.

Die besten Witze enthalten einen wahren Kern. Unsere Religionen, unsere mündlichen Traditionen, unser Gemeinschaftsleben, unsere Sprachen, unsere Musik, Totems, Dichtung und Tänze und auch unsere Küche nannte man primitiv und minderwertig. Die größte Hoffnung für den Ureinwohner lag darin, sich in Kleidung, Sitten, Ernährung und Sprache der europäischen Zivilisation anzunähern.

In meinem Land lehrten die weißen Siedler, dass die mächtige steinerne Stadt Groß-Simbabwe, die dem Land seinen Namen gab, von den Phöniziern erbaut worden wäre. Diese seien bis nach Simbabwe hinab gereist, hätten diese große Stadt erbaut und seien dann verschwunden, ohne Keramikscherben oder auch nur ihre Knochen hinterlassen zu haben. Ein weißer rhodesischer Archäologe namens Peter Garlake verlor seine Stelle, weil er diesen Nonsens auseinanderpflückte und behauptete, dass Groß-Simbabwe von Schwarzen erbaut worden ist.

Der einzige zivilisierende Einfluss war Europa, die einzige Zivilisation europäisch.

Mit der Vergangenheit in der Gegenwart leben

Ich will niemanden geißeln oder über Geschichte belehren. Ich möchte vielmehr daran erinnern, dass das, was uns in der Vergangenheit miteinander verknüpfte, für Sie heute vielleicht keine Bedeutung mehr hat, für uns aber schon. – Das Problem habe ich benannt, doch was ist seine Lösung? Wie gehen wir mit dieser schmerzlichen Vergangenheit um? Ich denke, der erste bedeutende Schritt für Europa ist Annehmen und Anerkennen. Nehmen Sie die Rolle an, die Sie in unserer Geschichte gespielt haben, und erkennen sie an, wie diese Vergangenheit die Gegenwart beeinflusst.

Der zweite bedeutende Schritt im Anerkennen dieser Geschichte ist, sie zu lehren.

Selbst der schmerzlichsten Vergangenheit kann man sich mit Empathie nähern. Deutschland hat der Welt vielfach gezeigt, wie man mit einer unangenehmen Vergangenheit umgehen kann: indem man sich ihr unnachgiebig stellt. Es ist wichtig, dass selbst jene Epochen der Geschichte, über die wir die größte Scham empfinden, unseren Kindern gelehrt werden.

Ich bin überzeugt, dass wir eine empathischere und mitfühlendere Gesellschaft schaffen, wenn wir Afrika nicht als irgendeinen exotischen Ort in der Ferne vermitteln, sondern als einen Ort, mit dem Europa eine Geschichte teilt, ja einen Ort, der in seinen modernen Grenzen nicht bestehen würde ohne Einigung über jenes berühmte Gerangel und seine nachfolgende Aufteilung an einem Tisch in Berlin.

Nach dem Annehmen, nach dem Lernen muss gehandelt werden. Ich bin nicht unbedingt eine Anhängerin finanzieller Reparationen. Kolonialismus war ein festgefügt System, so wie auch die Sklaverei ein System war, dessen Auswirkungen lange nachwirkten. Ich glaube, dass eine wirksame Form von Reparationen, vielleicht die wahrhaftigste Form, in einer ausgewogeneren internationalen Wirtschaftsordnung bestünde. Handelsgerechtigkeit in Europas Wirtschaftspartnerschaftsabkommen, vielleicht sogar eine Rückkehr zu den nicht gegenseitigen Handelspräferenzen der Vergangenheit, Schuldenerlass, Investitionen, die nicht Ausbeutung schüren – all das kann Teil eines größeren Reparatonsystems sein.

Was nicht passieren darf, ist die Art von Vergessen, die ein britisches Kabinettsmitglied in einem Brief an die Regierung meines Landes in den neunziger Jahren an den Tag legte:

Eine besondere Verantwortung Großbritanniens zur Zahlung von Landerwerb in Simbabwe erkennen wir nicht an. Wir sind eine neue, vielfältig zusammengesetzte Regierung ohne Verbindung zu früheren Kolonialinteressen. Meine eigenen Wurzeln sind irisch, und wie Sie wissen, waren wir selbst Kolonisierte, nicht Kolonisatoren.

Wir in Afrika müssen unsererseits einiges unternehmen, um mit der fortlaufenden Gegenwart der Vergangenheit umzugehen.

Zunächst müssen wir Verantwortung für unsere eigenen Fehler übernehmen. Ich bin überzeugt, dass man die schmerzliche Vergangenheit annehmen kann, ohne sich ihr auszuliefern.

Mich inspirieren die Worte Chinua Achebes, der das Erbe des Kolonialismus ebenso deutlich sah wie die Versäumnisse Nigerias:

Ich bin kein Apologet, der die Fehler Nigerias verteidigt. Ich bin nüchtern genug, um zu begreifen, dass wir uns ihnen gegenüber nicht nachlässig zeigen dürfen. Ich bin auch rational genug, um zu begreifen, dass wir nach objektiven Einsichten in unsere Fehler streben und nicht ein-

fach den Täuschungen und Mythen auf den Leim gehen sollten, die von Menschen verbreitet werden, deren guten Willen anzuzweifeln wir allen Grund haben.

Darin finde ich mich wieder.

Es reicht nicht, nur darüber zu reden, was der Kolonialismus mit uns gemacht hat. Wir sollten auch über Regierungsfehler sprechen, für die wir allein Verantwortung tragen. Wir können nicht mehr über Menschenrechte als westliche Konstrukte sprechen, die uns übergestülpt werden. Kommende Woche versammeln sich Staatsoberhäupter in der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York, die größte Sause in der Weltpolitik. Mitglieder der Vereinten Nationen, darunter alle anerkannten afrikanischen Staaten, haben sich freiwillig zu einer ganzen Reihe von Menschenrechtskonventionen und anderen Vereinbarungen über alles Mögliche, von Regierungsführung über Menschenrechte bis zum Klimawandel, zusammengefunden, und viele dieser Normen haben Eingang in nationale Verfassungen gefunden.

Als Juristin für internationales Recht glaube ich fest an die normative Funktion des Völkerrechts, und ich glaube auch, dass die Welt ein besserer Ort würde, wenn sich größere und kleinere Nationen darin einig wären, gemäß dem Prinzip *pacta sunt servanda* zu den Verpflichtungen ihrer internationalen Abkommen nicht nur zu stehen, sondern diese Verpflichtungen, die sie willentlich eingegangen sind, auch umzusetzen.

In Afrika müssen wir über die Korruption und die Ungleichheit sprechen, die das Leben für die Mehrheit erbärmlich machen. Wenn wir gegen die Statuen und andere Symbole der Vergangenheit aufbegehren, verzetteln wir uns leicht in einem Kampf gegen Windmühlen. Wozu ist es gut, dass Rhodes in Südafrika fällt, wenn doch nicht alle etwas vom Reichtum haben? Ist es nicht besser, wie wir in Simbabwe seinen Frieden mit Rhodes' Statuen und Gebeinen zu machen und die Energie auf gewichtigere Probleme wie gerechte Landverteilung zu konzentrieren? Es stimmt, dass unsere Landreform chaotisch und unnötig gewaltsam war. Und auch wenn noch viel zu tun bleibt, so haben wir uns durch das Aussprechen kolonialer Missstände der Angelegenheit Kolonialismus frontal gestellt.

Ich glaube fest, dass Afrika die Zukunft ist. Unsere Zeit wird kommen. Wir müssen von denen mit ähnlichen wie auch von denen mit anderen Kolonialismuserfahrungen lernen. Wir müssen unsere Freundschaften untereinander und mit dem Globalen Süden insgesamt festigen.

Es mag scheinen, dass sich dies alles auf die Ebene der Regierung und Staatsführung beschränkt. Doch es gibt etwas, das wir alle tun können, alle hier in diesem Saal, und das ist Lesen, Nachdenken, jene Geschichten in der schmerzlichen Vergangenheit entdecken, die von Freude, Ausdauer und Liebe erzählen.

VI

Wer baute das siebentorige Theben?

Damit komme ich zum letzten Punkt meines Vortrags: der Macht, die das Lesen, insbesondere das Lesen von Literatur hat, um Verständigung und Heilung zu bewirken. Jenseits von Regieren und Staatskunst, jenseits von Reparationen und globaler Gerechtigkeit können wir, so möchte ich postulieren, alle etwas tun: Und das ist lesen.

Geschichte lesen, besonders wo sie von den Subalternen geschrieben ist. Und Literatur lesen, das einzige richtige Mittel, um Zugang zur Seele eines anderen zu finden. Ich glaube, dass der historische Roman uns helfen kann, mit Empathie und Mitgefühl die Vergangenheit zu verstehen.

Damit möchte ich nicht sagen, dass Lesen alles andere oder auch nur irgendetwas ersetzt, was getan werden muss, um diese Vergangenheit wiedergutzumachen und die Zukunft gerecht zu gestalten, oder dass Literatur Geschichte ersetzen könnte. Doch Literatur lesen erzeugt Empathie und Verständnis.

Das gilt besonders, wenn wir die Subalternen in den Mittelpunkt rücken, so dass wir diese Geschichte in einer Weise lesen, die sie zu etwas Menschlichem macht, die nicht nur auf die Eroberungen und Schlachten blickt, sondern auf die Menschen, die in den Schlachten kämpften oder die durch diese Schlachten unterworfen wurden. Was ist die Geschichte von Peter Merkel, Zahlmeister? Wie kam es, dass er in einem fernen Land sein Leben ließ? Und wer grub sein Grab, schüttete Erde auf seinen Sarg? Was empfanden sie dabei? Ich meine, wir sollten die Subalternen ins Zentrum der Geschichte stellen, indem wir uns über die verlorenen Figuren der Geschichte bilden, ganz besonders wenn sie in historischen Romanen auftreten.

Ich möchte mit den Worten Bertolt Brechts schließen, mit der Sprache, in der er dieses herrliche Gedicht schrieb. Es ist eine Hymne auf den Fußsoldaten, den einfachen Menschen, die Maurer, Bauleute, Sklaven, Köche. Wenn Sie an Afrika in einer Weise denken können, wie Brecht uns einlädt, an das antike Rom, Theben und Lima und das sagenhafte Atlantis zu denken, dann sind wir weit gekommen in unserer Verständigung über unsere geteilte Vergangenheit.

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon

Wer baute es so viele Male auf?
In welchen Häusern des goldstrahlenden Limas wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer fertig war die Maurer?
Das große Rom ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie?

Über wen triumphierten die Cäsaren?
Hatte das vielbesungene Byzanz nur Paläste für seine Bewohner?
Selbst in dem sagenhaften Atlantis brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.

Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?

Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg.
Wer siegte außer ihm?
Jede Seite ein Sieg.

Wer kochte den Siegeschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen?
So viele Berichte. So viele Fragen.

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Auswahlbibliographie

Achebe, Chinua, *The Education of a British-Protected Child* (2010)

Belloc, Hillaire, *The Modern Traveler* (1898)

Brecht, Bertolt, »Fragen eines lesenden Arbeiters« (1936)

Coates, Ta-Nehisi, *The Case for Reparations* (2014)

Engels, Friedrich, *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* (1884)

Fanon, Franz, *Die Verdammten dieser Erde* (1961)

Kipling, Rudyard, »Die Bürde des weißen Mannes« (1899)

Knoll, Arthur J. u. Hiery, Herman, *The German Colonial Experience: Select Documents on German Rule in Africa, China, and the Pacific 1884-1914* (2010)

McNair, Arnold, *The Law of Treaties* (1936)

Pakenham, Thomas, *Der kauernde Löwe. Die Kolonialisierung Afrikas 1876-1912* (1993)

Spivak, Gayatri Chakravorty, *Can the Subaltern speak?* (1988)

Suttle, Oisin, *Distributive Justice and World Trade Law. A Political Theory of International Trade Regulation* (2017)

Thukydides, »Gefallenenrede des Perikles« (übers. n. Campe von www.gottwein.de)

wa Thiong'o, Ngũgĩ, *Decolonising the Mind* (1986)